

Gespensstergeschichten aus Bern [Fortsetzung]

Autor(en): **Correvon, Hedwig**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 21

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640736>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gespensstergeschichten aus Bern

Von Hedwig Corvevon

Die Zähringerfräulein. (Fortsetzung.)

Wüst ging's in der Burg zu. Die Ritter ließen die Hufe ihrer Pferde verkehrt aufnageln, damit niemand wüßte, ob sie gekommen oder gegangen seien. Die Burg wurde geschliffen und ausgebrannt. An ihrer Stelle steht heute die Nydeckkirche. Aber als man die Kirche einweihen wollte, da brachten Bauern vom Obstberg und der Schoßhalde ein schönes Kalb daher, auf daß man es taufe.

Von dem allem haben die Zähringerfräulein nichts gewußt. In den Sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde eine in einem Haus am Nydeckhöfli befindliche Öffnung zugemauert, die zu einem Gang gehörte, der gleichfalls unter der Mure durch bis hinüber zum Klösterli geführt haben soll. An der Stelle dieser Öffnung sieht man von Zeit zu Zeit weiße Schatten wallen. Das seien die Zähringerfräulein, die durch diesen Gang die Klosterchwestern besucht hätten.

Vater Nägeli.

Wer ist der Vater Nägeli? Niemand anders denn Hans Franz Nägeli, der Eroberer der Waadt, Schultheiß von Bern, Hauptmann im Rappelerkrieg, Herr zu Bremgarten und Münsingen, und während vierzig Jahren die einflußreichste Persönlichkeit im Staate Bern. „Vater Nägeli“ ist aber noch heute der Vater armer, bedrängter, bekümmert Frauen.

Mancher hat schon versucht, die majestätische Gestalt des geharnischten Ritters mit dem langen, spitzen Bart aus seiner Behausung an der Friedtreppe herauszulocken, sei es durch grelles Pfeifen oder mutwilliges Rufen. Vater Nägeli hat sich nicht gezeigt: wohl aber hat der Rufer seine gepanzerte Faust an der Wange verspürt und noch lange eine geschwollene Wade mit sich herumgetragen.

Der Helfer in der Not.

Aber wenn arme Frauen in ihrer Seelennot und ihren Ängsten um das tägliche Brot zur Nachtzeit, wenn alles zur Ruhe gegangen ist und nur noch die Nachtvögel in dem alten Gebälk der Friedtreppe umherirren — wenn alsdann die Frauen vor die Mauer treten, hinter der Vater Nägeli weilen soll, und rufen: „Vater Nägeli, Vater Nägeli!“, dann tritt plötzlich die hohe Gestalt aus der Dunkelheit hervor und fragt mit barscher Stimme: „Was gibt's? Warum weckt ihr mich?“

„Vater Nägeli“, sagt dann eine der Frauen, aber ihre beiden Knie zittern. „Vater Nägeli, wir sind so arm und haben nichts mehr für unsere Kinder zu essen.“ Und dann fällt die zweite Frau, ermuntert, ein: „Mein Mann ist schon so lange arbeitslos.“ — Vater Nägeli sagt eine Zeitlang nichts, und man hört keinen Laut, nicht in der Nähe, nicht in der Ferne. „Geht heim“, sagt endlich Vater Nägeli mit weicher Stimme. Und dann verschwindet er wieder in der alten Mauer. Und wie die Frauen heimkommen, finden sie auf dem Tisch ein großes Brot und dabei ein Häufchen Geld, das nie kleiner wird, obgleich sie jeden Tag davon nehmen.

Wo ist Nägelis Schatz?

Das haben sich schon viele gefragt, und manch einer hat behauptet, in der Waadt sei ein großer Geldschatz begraben. „Nein“, sagen wieder andere, „in der Stadt Bern hat er seine großen Schätze.“ Sie seien nicht etwa in den Kellern seiner Häuser, wollen wieder andere wissen; nicht in dem Haus, das eine Marmortafel mit seinem Namen trägt, und auch nicht in den beiden Häusern, die die Metzgergasse gegen den Kornhaus-

platz absperrten, und wo einst ein tiefer Graben anstelle dieses Platzes die Stadt durchquerte. Nein, am Anfang dieses Grabens, da, wo noch heute eine dicke Stadtmauer über den ganzen Abhang bis zur Mure hinunterführt, dort soll an einer nur wenigen bekannten Stelle Vater Nägelis Schatz tief im Innern liegen. Wer die Stelle kennt, wer das Paßwort weiß, der kann in den verborgenen Graben eindringen. Wer den Mut nicht verliert, wenn ein schauderhaftes Tier auftaucht, der kann das Gold blinken und gleißeln sehen. Er darf eine Handvoll davon nehmen. Wehe aber, wenn er beim Verlassen des Ganges zurückblickt: ein Häufchen grauer Asche liegt in seiner Hand, wenn er wieder ans Tageslicht kommt.

Vater Nägeli im Bremgartenwald.

Beim Glasbrunnen im Bremgartenwald könne man den Vater Nägeli zuweilen treffen. Für gute, brave Leute hätte er immer Zeit und Geduld. Einstmals aber rief ihn ein Trinker an. So wie ihm geraten wurde und wie alle, die Vater Nägeli zu sprechen wünschten, zu tun pflegen, so machte es auch der Mann: er trank drei Gläser vom klaren Wasser des Glasbrunnens. Zwei Gläser hatte er bereits getrunken — beim dritten aber zerprang das Glas in seiner Hand. Das Wasser spritzte umher und brannte ihn, wo es ihn traf. Vater Nägeli ist dem Manne nicht erschienen.

In heiligen Nächten kommt der Ritter Nägeli mit seinem Troß. In der Nähe des Schlosses, in dem er gewohnt haben soll und dessen Name als „Nägeli'schlößchen“ noch auf den Landarten zu finden ist, fährt alsdann ein furchtbarer Sturm durch den Wald. Im Erdbinnern stürzen polternd Felsblöcke übereinander. In den Baumwipfeln ein Heulen, Säusen, Brausen. Viele haben das Heer schon gesehen. Voran der Ritter Nägeli in seinem blinkenden Panzer: hinter ihm drein auf weißen Pferden eine Schar Reiter mit Schwertern, Morgensternen, Beilen. Und daneben große, kläffende Hunde. Ein Mann blickte dem Troß, der an ihm vorüberzog, nach. Da drehte sich der letzte Reiter um und zeigte ihm ein weißes Knochengesicht.

Nägeli reitet durch die Stadt.

Das wollen viele schon gesehen haben. Eine Frau erblickte Nägeli in einer mächtigen Staubwolke in der Laupenstrasse an sich vorüberziehen. Sein ganzer Troß folgte ihm nach. Wild wehten die Banner in der Luft, und die Pferde trappelten, daß das Straßenpflaster dröhnte. Zuworderst, mit düsterer Miene, ritt Nägeli, und sein weißes Pferd hatte blutigen Schaum vor dem Maul. „Hallo“, schrie einer der Reiter der Frau zu, als sie, dem Nägeli nachblickend, den wilden Pferden nicht rasch genug aus dem Wege ging.

Oder dann jagt Nägeli mit seinen Mannen an den Hängen der Mure, da wo der Muristalden seinen Aufstieg beginnt, und in dem Gehölz, das das Mureufer vor dem Rutschschütz und den Murelauf mit seinem schönen Grün umsäumt. Drüben, wo die Häuser der Altstadt aneinandergeschmiegt eine geschlossene Front bilden, und in der Matte unten hört man das Jagen. Das Hifthorn ruft, Hunde kläffen, Männer schreien — und dann das Jammern des verfolgten Wildes. Von dem Walde, der einstmals die Ufer der Mure bedeckte und sich bis weit ins Land hinein zog, ist nur mehr das Gehölz geblieben. Häuser und Straßen haben nur mehr wenig Grün übrig gelassen. Aber noch immer jagt Ritter Nägeli zu gewissen Zeiten, und erfüllt die Luft mit seiner nächtlichen Meute. Niemand aber hat je die Jäger gesehen. (Fortsetzung folgt.)